

Aus Freude am Lesen

Geheimagent, Liebhaber, hochstapelnder Alchimist und schließlich kaiserlicher Gesandter – Theodor Neuhoff läßt sich von den Wellen des Geschicks durch ganz Europa tragen, weiß zu parlieren, zu brillieren und zu blenden. Und wird am Ende Opfer der eigenen Selbstüberschätzung. Als er sich – überzeugt, die Politik sei ein Spiel – im April 1736 von korsischen Aufständischen zum König ausrufen läßt, ist sein Untergang besiegelt. Als »König eines Sommers« geht er in die Geschichte ein und stirbt schließlich völlig verarmt in England.

MICHAEL KLEEBERG, 1959 geboren, wuchs in Böblingen und Hamburg auf, zog nach Rom und Amsterdam, ging 1986 nach Paris und lebte dann als Autor und Übersetzer in Burgund. 1996 erhielt er den Anna-Seghers-Preis, 2000 den Lion-Feuchtwanger-Preis. Er wurde zum Mainzer Stadtschreiber 2008 ernannt, im selben Jahr wurde er mit dem Irmgard-Heilmann-Preis ausgezeichnet. Der Autor lebt heute in Berlin.

MICHAEL KLEEBERG BEI BTB:
Karlmann. Roman (73923)

Michael Kleeberg

Der König von Korsika

Roman

btb



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC-zertifizierte Papier *Munken Pocket* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Februar 2010,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2001 by Deutsche Verlags-
Anstalt in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung: semper smile, München nach einem

Umschlagentwurf von Bauer + Möhring, Berlin

Umschlagmotiv © photonica/Getty Images

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

UB · Herstellung: SK

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74014-7

www.btb-verlag.de

*»Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenluft zu kosten.«*

Johann Wolfgang von Goethe, Westöstlicher Diwan

Für P.

Vorspiel

Die Bühne ist dunkel und leer.

Schließe ich die Augen, dehnt sie sich zu einem Universum. Die feuchte, von winzigen Moosen raue Fläche unter meiner Hand wird zur Reliefkarte meiner Freiheit, und mit den Fingerkuppen taste ich, blinder Odysseus, die Kontinente ab, die Isthmen und Flußdeltas, die Inseln und Ebenen und Hochplateaus, zu denen die Reise meiner unschuldigen Träume führt.

Mein Gedächtnis gleitet, ein kreisender Adler, so weit oben durch den Äther, daß es nur die Verwerfungen des Zeitalters wahrnimmt, nicht die Beute meines eigenen Lebens. Oder gleicht es eher einer Fledermaus, die torkelnd durchs Gewölbe meiner Vergangenheit flattert und gierig und erfolglos nach den wenigen reuelosen Erinnerungen schnappt?

Licht!

Majestät wünscht Licht!

Licht kommt!

Ein heller Schimmer läßt Stalagmiten und Stalaktiten aus der schwarzen Unendlichkeit wachsen. Schritte schrammen über Stein. Wo das Kerzengeflacker hinfällt, schichtet die Leere Mauern auf. Wogende Schatten auf den immer näher rückenden Wänden künden die herbeigetragenen Leuchter an.

Ich habe mich immer zuviel für mich interessiert, aber bei Gott, ich bin ein Thema, das mehr Interesse verdient als andere.

Jetzt sind sie aufgestellt, der lichtgeborene Stein wuchert als enges Gewölbe bis unter meine Hand. Die moosige Landkarte der Phantasie unter meinen Fingern erlischt.

Ich habe alles verloren bis auf die Hoffnung, die ist so hartnäckig wie die Läuse, und ich werde mir den Schädel der Illusionen rasieren müssen, um sie endlich loszuwerden.

Musik!

Majestät wünscht Musik!

Eine schwere Holztür fällt ins Schloß. Die hundert Flämmchen zittern und rußen. Eisenbeschläge oder ein Schlüsselbund klappern.

Die Musiker sind bereit!

Ein tief gestrichener Summton löst sich aus der Mauer, strömt durch meine Hirnschale, bricht sich an der Rückwand und flutet zurück. Eine Sirenenstimme geistert unter der Gewölbedecke entlang, sinkt herab und schmiegt sich um das Baßgebrumm, dann wird beides von schrillum Lärm verschluckt, der sich wie auf geheimen Befehl zu einem einzigen Ton verengt und wieder auseinanderplatzt in Cello-schnurren und hysterische Geigentriller, Trompetenfanfaren, Flötengesirr und den Brunftruf des Fagotts. Ein im Gewölbe gefangener Wirbelsturm braust auf und legt sich wieder.

Gestühl für den Gast!

Majestät wünscht einen Sessel für den Gast!

Ich hatte immer Angst. Angst vor der Welt. Angst vor dem Tod. Angst vor dem Stillstand und der Veränderung. Angst vor den Menschen und vor allem vor ihrer Abwesenheit.

Sessel kommt!

Das Möbel wird herbeigeschleppt und abgeklopft, daß der Staub im Kerzenlicht tanzt und die Troddeln flattern. Im Gegenlicht wirft das Ding einen Schatten wie ein Schaffott.

Mein Thron!

Majestät wünscht ihren Thron!

Der Thron kommt!

Wieder die schlagenden Türen und über den Steinboden scharrenden Füße. Ein Bärtiger mit fleckigem Wams und strähnigem Haar trägt den zerkratzten hohen Stuhl über dem Kopf, so daß die gedrechselten Füße, von denen das Blattgold blättert, wie ein Geweih in die Luft ragen.

Mein lieber William, stell ihn hier auf.

Der Gehörnte holt auch das Essen aus der Küche, ein bißchen Freundlichkeit ist also gewinnbringend angelegt. Die Kissen aus Samtbrotat sind zerschlissen, die Farben verschossen, zwischen den Bronzenieten sieht es verdächtig nach hervorquellender Holzwohle aus. Aber sobald ich darauf sitze, ist auch dieses Wrack ein Thron.

Spielt!

Vier Stakkatoakkorde, und schreitend und trabend setzt die Tafelmusik sich in Bewegung. Ich spähe ins Vorgewölbe, wo mein Schreibtisch vor der vergitterten Luke steht, dem engen Sonnentrichter. Die Musiker stehen so dicht, daß sie im Gegenlicht eine dunkle Welle bilden, auf der wie Schaumkrönchen die gepuderten Perücken nicken und stäuben. Jetzt fängt ein weit ausgreifender Bogen das Kerzenlicht auf und schimmert wie eine Angelrute in frühester Morgensonne.

So hell ist es hier selten. Unglücklicherweise kann ich mich genauer sehen, als mir lieb wäre. Die dicken, knorpeligen Gelenke, die verkrümmten letzten Fingerglieder. Beinahe eine Klaue. Und die Gelenke schmerzen, als zöge man sie mit Zangen aus ihren Pfannen.

Dabei war ich einmal ein schöner Mann.

Eine Psyche!

Eine was?

Herr im Himmel, den hohen Spiegel, du Tropf!

Den Spiegel für Majestät!

Die Psyche, mannshoch, in einem doppelten Kirschbaumrahmen, der innere ist über die Querachse des äußeren schwenkbar, wird herbeigetragen. Die Kerzen verdoppeln sich, schwanken, gleiten vorüber, verschwinden, tauchen wieder auf und neigen sich, ohne zu tropfen.

Stellt sie so, daß man sich von beiden Sesseln aus darin sehen kann und verschwindet.

Der Kerl im Spiegel schaut mich an wie ein verwachsener, schwachsinniger Onkel, den man vor den Gästen verleugnet, aber nicht aus dem Haus gibt, weil man das Geheimnis gemeinsamer Untaten mit ihm teilt. Das Haar ist ergraut und nicht mehr sehr dicht, kurzgeschoren, um den Läusen keine Winterstatt zu gewähren. Ein hartes Gesicht, muß ich sagen, keine Spur von Altersweisheit (allerdings ist auch der Spiegel nicht von erster Qualität). Trotzdem liebe ich es mit zärtlichem Mitleid wie einen alten Schoßhund, der nur noch auf dem Schaffell liegt und das Wasser nicht mehr halten kann. Es ist ein Gesicht, das keine Hoffnung mehr zuläßt auf irgendeine Zukunft.

Dabei habe ich immer auf etwas gehofft, an etwas geglaubt, über uns, das die Geschicke lenkt. Wenn aber wir Menschen selbst alles bewegen müssen in diesem Leben und nicht der Allmächtige, dann kann einen keiner freisprechen als man selbst.

Die Verantwortung, die in dieser Leere aufschimmert, bis zum Grunde durchzudenken, wäre eine Aufgabe, für die ich jetzt zwar Zeit hätte, aber immer noch ebensowenig Lust wie je zuvor und auch nicht genügend analytischen Verstand. Da ist dieser blinde Fleck, dieses Flimmern und Verschwimmen, sobald ich mich der Haut eines Gedankens nähere, oder, nebenbei gesagt, der einer Frau.

Ich gestehe, ich habe nie über etwas anderes nachgedacht als über mich selbst. Ich bin geschwätzig, aber brillant.

Wichtiger als alles Nachdenken ist ohnehin das Geld, ich weiß, wovon ich rede. Ein gedeckter Kreditbrief gleicht

einer eigenen Loge im Theater: Die Katharsis ist bezahlt, und man kann schon in der Pause gehen, um rechtzeitig beim Souper zu sein.

Ich blicke wieder auf die Psyche, aber jetzt sehe ich dort das Gemälde und kann die Augen schließen. Es soll das letzte sein, was ich sehe, und ganz zum Schluß werde ich es verstehen.

Da ist die gewitterverhangene, sonnige Landschaft, die ich zum ersten Mal in Venedig erblickte. Am rechten Flußufer die das Licht abstrahlenden Häusermauern, darüber der Himmel, grün vor Spannung und Ballung, und ein erster Blitz zuckt aus den Wolken. Im Vordergrund die junge Schönheit, nur ein Tuch um die Schultern, die ihr Kind säugt. Ihr leicht ab gespreiztes linkes Bein ist im Knie gebeugt, und der Fuß streicht im Versuch, den Körper abzustützen, wie ein Perlmutterkamm durchs Gras. In heiterer Gleichmut blickt sie den Betrachter an, oder besser: durch ihn hindurch.

Wen sie nicht ansieht, das ist der Wanderer, der Stadt und Gewitter hinter sich läßt, im Gehen innehält, sich auf seinen übermannshohen Stab stützt und lächelnd zu ihr hinüberschaut. Er trägt ein weißes Hemd und eine offene, rote Schaubе darüber. Seine kurzen Pluderhosen sind reich gemustert, seine rechte Hand streichelt sinnend den Wanderstab. Die Spannung, der Abstand zwischen den beiden, in die der Blitz leuchtend fährt, schreit nach einer Auflösung wie ein disharmonischer Akkord.

Erster Teil

*»Tout notre raisonnement
se réduit à céder au sentiment.«*

Pascal

Erstes Kapitel

Es herrschte Geselligkeit im Hause Pujol. Die Eichentür im Erdgeschoß, das die Kontorräume beherbergte, stand offen, gemietete Fackelträger leuchteten den Eintreffenden heim, als ob's dessen bedurft hätte bei all dem Lärm und den Düften, die das spitzgieblige Haus verströmte. Die Glocke ging ohne Unterlaß, und das Mädchen oben auf dem Treppenabsatz hielt die Arme auf und nahm Mäntel, Umhänge und Hüte in Empfang.

Zwischen der Küche, wo Schweine und Fasane brieren und Pasteten garten, und dem Saal war ein stetes Kommen und Gehen der Aufwärter, deren schwankende Silbertabletts voller Hühnchen und Kuchen, Quiches, Weinkaraffen, Gläser und Bierhumpen spanischen Galeonen glichen, die von korsarischen Händen schon leergeplündert waren, bevor sie noch ihren Bestimmungsort erreichten.

Gelbgrüne Lichtsprenkel aus den Butzenscheiben scheckten den weiten, hohen Raum, Falbalas schabten übers geschrubbte Parkett, Rhingraves raschelten, wenn jemand sich verstohlen zwischen den Beinen kratzte, fächernde Damen gluckten zusammen, pfeifeschmauchende Männer postierten sich vor dem Kamin. Wo stehen heut' die Preise für Wolle aus Verviers? Ist die Belagerung Brüssels endlich aufgehoben? Habt ihr die Italiener schon gesehen? Zu teuer!

Ein spanischer Beamter brütete würdig und schwarz auf einem Stuhl, dessen hohe, mit Schnitzereien verzierte Rücken- und Armlehnen ihm die Flanken und den Nacken

freihielten, zwei französische Obristen sowie eine Handvoll Großbauern aus dem Hennegau und dem Limburgischen repräsentierten das Geschäft, mehrere Prälaten und Theologieprofessoren aus der Stadt den Geist.

Pujol, der mit Tuch und Textilien handelte, aber auch für das französische Heer fouragierte und es mit Stiefeln, Mänteln, Musketen und Pulver versorgte, thronte am Kopfende des größten Tisches, sprach den vor ihm ausgebreiteten Speisen herzlich zu und erklärte seinem Nachbarn mit einer Saal, Gemälde, Draperien, Möbel, Krüge, Schnitzfiguren umfassenden Geste, die über der Wachtel auf seinem Teller zum Stillstand kam, seine Liebe zu den Dingen, zu dem, was um ihn war, was man sehen, berühren, anfassen, riechen und schmecken konnte und was ihm gehörte.

Er war ein rotwangiger, grauhaariger Mann in den Fünfzigern, der einen nach oben gewirbelten Schnurrbart, dessen Spitzen seine schweren Tränensäcke kitzelten, mit einem kleinen fussligen Ziegenbärtchen unter der fleischigen Unterlippe auspendelte, angetan mit einer schwarzen Prunkjacke, die mit farbigen, Blumenkörbe, Rankenwerk und überquellende Füllhörner darstellenden Stickereien verziert war. Über den Revers breiteten sich, als schliefen auf seinen Schultern zwei friedfertige weiße Tauben, die Spitzen des seinen Hals bis unters Kinn umschließenden Kragens, den, da der Hausherr zugleich aß und redete, mehrere Soßenspritzer verunzierten.

In der Mitte des Saals thronten auf der Querstange eines meterhohen Pfostens zwei große Papageien, ein roter und ein blaugelber Ara, deren Schwanzfedern bis zum Boden reichten, goldene Kettchen um ihren rechten Fuß, die sie am Aufflattern hinderten. Die schräggeneigten Köpfe ruckweise von links nach rechts und wieder zurückdrehend, beobachteten sie mit ihren regelmäßig blinzeln den Äuglein das seltsame Treiben.

Pujol hatte die beiden Vögel als Geschenk aus Übersee

erhalten, bei Empfängen ließ er sie aus dem Bauer holen, in dem sie wochentags dahinvegetierten, und sie wurden begafft wie gefangene Negerhäuptlinge. Der Kaufmann betrachtete sie mit demselben etwas schmatzenden Genuß wie die anderen Einrichtungsgegenstände seines Heims und mit einer eigentümlichen Mischung aus Ehrfurcht und Verachtung.

Selbst nach Stunden noch glichen die Tiere sich nicht dem schwerblütigen Dekor an und blieben ein schriller Farbtupfer aus einer fremden Welt. Den Blick ihrer Knopfaugen überwachend, der leer war von der Schwermut der Gefangenschaft, empfand der Hausherr eine leise Abscheu wie gegenüber allem und jedem, das von ihm abhängig war und ungleich schwächer als er selbst, aber einer höheren Sphäre entstammte. Das bunte Kleid der Papageien wirkte wie ein hilfloser Protest, um so unleidlicher, je auftrumpfender er in seiner Sträflingsautonomie den Hausherrn provozierte.

Jetzt kniete ein junger Mann sich zu den Vögeln und geriet ins Blickfeld Pujols, dessen Augen und Mundwinkel sich nicht bewegten. Er hob den Zeigefinger, der rote Ara öffnete den Schnabel und sagte: Al-fons ist scheen! Und der blaugelbe fügte hinzu: Al-fons ist serr scheen!

Pujol nickte stumm. Man konnte den Viechern schwerlich widersprechen. Der braunhaarige, in moirierendes Schwarz Gekleidete wirkte inmitten der anderen Gäste wie ein Quecksilberkügelchen zwischen Bleimurmeln. Er war jünger als die meisten, sein anmutiges Gesicht eine Oase zwischen all den warzenübersäten, blatternarbigen Wüstenneien, zwischen den Kolbennasen und Kropfkinns, den Schwarten-Nacken und unreinen Augäpfeln. Auch sein Gelächter, seine graziösen Bewegungen schieden ihn von den Männern, deren Finger dazu dienten, Geld zu zählen oder Erde an den Mund zu heben, um ihre Fruchtbarkeit zu schmecken.

Alfons von Neuhoff stammte aus der westfälischen Grafschaft Mark unter dem Schutz des Kurfürsten und Markgrafen von Brandenburg. Dort, auf der Anhöhe von Pungelscheid, befand sich das Schloß von Donnersfurth-Bruchmühle – es wurde ein Schloß genannt, war aber wohl eher ein Haus mit Fenstern und Türen –, wo die Freiherren von Neuhoff seit Generationen residierten. Er wohnte seit sechs Monaten als Logiergast im Hause Pujol, um in Lüttich die Gottesgelehrsamkeit zu studieren. Er war sechsundzwanzig Jahre alt und Leutnant in der französischen Armee. Er war der Zankapfel seiner über die Maßen auf ihn stolzen Eltern.

Das Leben im Schloß von Donnersfurth-Bruchmühle verhielt sich zu dem im Hause des Kaufmanns Pujol in Lüttich wie die Fasten- zur Karnevalszeit. Was waren die Neuhooffs letztlich anderes als Großbauern und Waldbesitzer? Der Krieg hatte ihre Knechte getötet, das Dorf verwüstet und die tributpflichtigen Kleinsassen in alle Winde verstreut. Er hatte die Kühe geschlachtet und die Pferde requiriert. Den Wald abgeholzt und den Speicher in eine Kloake verwandelt. Er hatte Fensterläden, Fuhrwerke, Tische und Schränke mitgehen lassen. Im Gemüsegarten wucherten die Disteln. Es gab mehr Galgen als Bäume, die Gesichter der Gehängten waren flügelschlagende Krähenester, und noch immer marodierten Truppenteile und Freikorps durch die Gegend, erstachen Männer, schlitzten ungetauften Säuglingen die Bäuche auf, um ihrer Seele den Flug ins Fegefeuer zu erleichtern, und pfälhten die Frauen – es war eine wilde, versteppte Ödnis, durch die der fanatische Singsang der wandernden Mönche und das Geklingel der Pestkranken hallte wie über eine leere Bühne.

Alfons' Großvater hatte noch in der französischen Armee gedient und hielt aus jener Zeit ein Offizierspatent. Sein Vater, dessen Nase aus dem Golilla-Kragen ragte wie eine Muskete über die Brustwehr, kannte den Krieg zwar

nur als Knabe, war aber, wie das häufig vorkommt, eher noch martialischer gestimmt als der aktive Militär. Seine soldatische Kleidung war vor fünfzig Jahren in Mode gewesen, aber wer kümmerte sich um Mode in Donnersfurth-Bruchmühle? Wer scherte sich dort um Manieren, Tischsitten, um alles, was die Friedenszeit, die Stadt und der Austausch mit anderen an Verfeinerung hervorbringen?

Um so erstaunlicher war es, daß Alfons in dem rußschwarzen, modrigen Haus zu einem hellen Glanz heranwuchs, der wie ein unerklärlicher Vor- oder Rückgriff in bessere Zeiten über mehrere Generationen hinweg erschien. Es mißfiel seinem Vater, daß sein Sohn gerne bei den Frauen saß, mit abgespreiztem kleinen Finger Schokolade trank und, seine Aufmerksamkeiten und seinen Charme salomonisch auf die jüngeren und die älteren verteilend, ein hauchzartes Spinnennetz aus Zuvorkommenheit und kleinen *histoires* wob, in dem die Weiber kleben blieben, so daß sie gar nicht mehr fort kamen von ihm.

Er lernte Französisch und Latein schneller als Reiten; Holzhacken und Biersaufen lernte er nie, und sein Vater kaufte ihn, um seine Männlichkeit zu stärken, als Leutnant in die Armee König Ludwigs ein. Seine Mutter dagegen, die ihren Sohn hielt wie eine Lichtmonstranz in einem Tabernakel, träumte davon, einen Kirchenmann aus ihm zu machen, wenn auch von anderer Art als die krähengleichen Kapuziner mit ihren Fanatikergesichtern, die durch das wüste Land zogen wie Sensenmänner, oder die Pastoren, die seit dem obrigkeitlich verfügten Konfessionswechsel mit ihren schwindsüchtigen Frauen und zwölf Kindern die Pfarrhäuser des Sprengels füllten.

Am Jesuitenkolleg in Lüttich verglich Alfons mit seinen Patres auf lateinisch die Meriten der Montespan mit denen der Maintenon und der Lavallière, die Abende bei Wein, Karten und Würfeln im Hinterzimmer des Ständesaals endeten im Morgengrauen, und im Hause Pujol ging er ein und

aus, eine Mischung aus Sohn und älterem Bruder für die junge Amalia, Ehrengast und Zierde des bürgerlichen Heims und mit jovialer Miene ertragene Beschwernis.

Alfons war vor allem erleichtert, den Zwängen des Lebens von Donnersfurth-Bruchmühle entronnen zu sein. Die wohlhabende, hektische Stadt an der Maas mit ihren laut schreienden Händlern, leichten Mädchen, geistreichen Jesuiten und gediegen eingerichteten Bürgerhäusern war Alfons' Bohème; der Leutnantstitel brachte außer einigen Pflichtaufenthalten bei der Garnison von Metz keinerlei Bürden mit sich, und nach einer steifen Jugend voller Erzählungen von Mord, Krieg, Not und Elend genoß er den Wartezustand, als den er sein Leben selbst empfand, hier in dieser komfortabel ausgestatteten Zwischenwelt in vollen Zügen. Er empfand ein Recht auf Sorglosigkeit und hatte, wie es vielen charmanten jungen Männern ergeht, die nur das Lächeln sehen, das sie auf die Gesichter in ihrer Umgebung zaubern, den Eindruck, die Welt gestehe es ihm gutwillig zu und empfinde nicht, daß er etwa von jemandes Langmut profitiere, sondern vielmehr, daß jeder Dienst zugunsten seines leichten Lebens auch den Geber leichter und fröhlicher stimmen müsse.

Alfons' Hauptgläubiger war der alte Pujol, zu dem der junge Mann, die Zunge im Mundwinkel, das Verhältnis eines Sohnes zugleich kultivierte und spielte. Er bewunderte die finanzielle Bewegungsfreiheit, in der der Kaufmann lebte wie in einer bequemen Strickweste. Ein Ehrenmann war er selbst, das vermißte er nicht an seinem Wirt, aber dessen weltoffenes Parlando, seine Fähigkeit, zu jedem Thema etwas beizusteuern – nichts Weltbewegendes, aber einfach die Zähne auseinanderzubekommen – gestaltete das Leben soviel angenehmer. Pujol machte auf Alfons den Eindruck eines Mannes, der zu seiner Zeit gehörig über die Stränge geschlagen und Fünfe hatte gerade sein lassen und der ähnlichen Anwendlungen bei einem jungen Mann mit

von selbstzufriedener Erinnerung getränktem Wohlwollen gegenüberstand.

Ging er ihn um Stundung des Mietzinses an oder erzählte beim Wein von seinen Spielschulden, reagierte Pujol mit abwinkender, komplizierter Selbstverständlichkeit – aber Baron, reden wir doch nicht von solchen Dingen. Ich weiß doch ganz genau, was solche momentanen Verlegenheiten sind, ein Wort mehr, und Sie beleidigen mich, junger Freund! –, daß das westfälische Prinzelein zu Zeiten überzeugt war, es tue dem Hausherrn einen Gefallen, indem es ihn an seiner Stelle bezahlen oder sich Geld vorstrecken ließ.

Auf eine kompliziertere Weise, als er dachte, hatte Alfons damit nicht unrecht. Pujol empfand eine ehrliche Zuneigung zu dem jungen *galand*. Bei einer Geselligkeit wie der heutigen war seine hübsche Larve, seine sorglose gute Laune ihr Geld wert. Auch war es dem verwitweten Kaufmann angenehm, abends nach Tisch einmal Männergespräche führen zu können. Die zutrauliche Vater-Sohn-Mystifikation, in der Alfons sich gefiel und die er durch einen feinen Abstand der Förmlichkeit davor bewahrte, mißverständlich zu werden, machte Pujol Spaß, aus demselben Grund wie dem Jüngeren: Es fehlte ihr das Element der Verantwortung.

Die unsichtbare Grenze überschritt der junge Neuhoff nur dann – und da er bei seinem Gegenüber keinen Widerstand sich regen spürte, immer öfter –, wenn er sich in finanzieller Verlegenheit befand. Das erste und vielleicht noch das zweite Mal hatte Pujol aus Höflichkeit vorgestreckt, das dritte und vierte Mal, weil die früheren Vorschüsse irgendwann zurückgezahlt worden waren. Das fünfte Mal, weil – nicht obwohl – Alfons säumig geblieben war und der Kaufmann feststellte, daß das Bilanzungleichgewicht ihn in diesem Fall nicht ärgerte, sondern ihn vielmehr mit einer bislang unbekanntem Genugtuung erfüllte.

Nicht, daß er sich mit den Fuggern oder Medici hätte vergleichen wollen, aber sich etwas leisten und halten zu können, was nichts einbrachte, war nicht jedermann möglich, und ohne daß Pujol seine Gedanken bis auf den Grund zu analysieren in der Lage gewesen wäre, schien ihm doch, der Zustand habe etwas mit Zeitenwende und Wertewandel zu tun. Manchmal kamen ihm sogar solche Spitzfindigkeiten in den Kopf, wie daß Alfons ihm durch sein taktloses Finanzgebaren womöglich freiwillig eine moralische Kompensation dafür zuschusterte, ihn als feilen Geldmenschen nicht so hoch achten zu können, wie er es vielleicht gewünscht hätte.

Noch immer verharrten Pujols Augen auf dem neben den Papageien knienden und sie neckenden Neuhoff.

Barroon, fragte der rote Ara krächzend, ist es richtig, daß alle Naturerscheinungen sich aus Bewegung und Ausdehnung erklären lassen?

Die Materie ist träge, behaupte ich als Gassendianer, rief der Blaugelbe.

Wovon reden diese Tiere? wurde Alfons gefragt.

Von der Leibniz'schen Monadenlehre, erklärte der Baron. Aber sie verstehen sie nicht richtig.

Monaden sind Seelen! quäkte der Gassendianer.

Darüber wandte die Aufmerksamkeit der Gäste sich einem eintretenden jungen Mädchen zu, das, eine Viola da Gamba im Arm, errötend den Raum durchquerte und das Musikzimmer betrat. Die Gäste, einschließlich Alfons, der sie begleiten sollte, folgten ihr, während Pujol am Tisch sitzen blieb. Er erwartete noch jemanden.

Das schwarzgelockte Mädchen war Amalia, die Tochter des Hauses. Sie trug ein bodenlanges, hochgeschlossenes Kleid und schlug vor den drängelnden, starrenden Freunden des Hauses auf entzückend keusche Weise die langbewimperten Augen nieder. Sie war hochgewachsen und schlank, und das Kleid, das sich nach unten hin weitete und

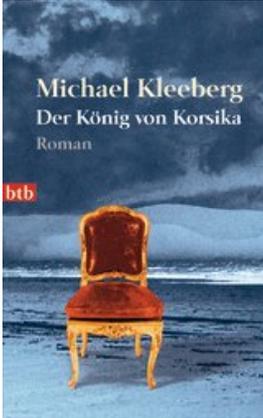
bauschte, umschloß ihren Körper wie eine Metapher: alles ausdrückend, nichts preisgebend. Ihr Gang, ein wenig breitbeinig, fast seemännisch wiegend, widersprach dem Bild einer Dame, ohne dem Eindruck des Reizvollen Abbruch zu tun, genauso wie Amalias ungezupfte, von Natur aus kräftige Augenbrauen, die ihre ganze Mimik beherrschten, so daß der Betrachter sich zunächst nur auf sie konzentrierte, bevor er die Augen selbst und die rosigen Lippen wahrnahm. Dieser dichten und beweglichen Brauen wegen durfte man sie schwerlich eine Schönheit *à la mode* nennen, aber, sagte sich Alfons, was gibt es Langweiligeres als die Perfektion?

Die widersprüchlichen Eindrücke setzten sich fort, sobald Amalia auf ihrem Schemel saß und zu spielen begann.

Sie hockte da mit weit gespreizten Beinen, zwischen die sich der warme Holzleib des Instrumentes schmiegte, und strich den Bogen mit kräftiger Armbewegung. Der Anblick erinnerte Alfons an eine Bäuerin, die ein Lamm im Schwitzkasten hält und schert, aber die dabei produzierten Geräusche waren kein panisches Blöken, sondern eine heisere Melodie, die zusammen mit den geschlossenen, wie nach innen horchenden Augen, den gerunzelten Brauen und dem klaffenden Mund einen Anschein von Wissen hervorrief – von Erfahrung und Genuß –, auf den Alfons' Schweißdrüsen mit alarmierter Tätigkeit reagierten.

Es ist ja nicht der Mensch als solcher, der unsere Lust entfacht, Alfons hatte Monate an Amalias Seite verbracht, ohne jemals andere als brüderliche Gefühle für sie zu empfinden, sondern ein plötzliches Aufbrechen in unserer Wahrnehmung, eine leichte Verschiebung der Perspektive. Mit einem Mal scheint die Schale, die wir bis dahin ausschließlich gesehen haben, sich zu öffnen, und der verborgene Kern, die Frucht offenbaren sich.

Jener Ausdruck angespannter Verzückung auf Amalias Gesicht, den wollte er wieder und wieder sehen, und vor



Michael Kleeberg

Der König von Korsika

Roman

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74014-7

btb

Erscheinungstermin: Januar 2010

Michael Kleebergs brillantes Meisterwerk über die Sehnsüchte des Menschen

Geheimagent, Liebhaber, hochstapelnder Alchimist und kaiserlicher Gesandter – Theodor Neuhoff lässt sich von den Wellen des Geschicks durch ganz Europa tragen, weiß zu parlieren, zu brillieren und zu blenden. Und wird am Ende Opfer der eigenen Selbstüberschätzung. Als er sich – überzeugt, die Politik sei ein Spiel – im April 1736 von korsischen Aufständischen zum König ausrufen lässt, ist sein Untergang besiegelt. Meisterhaft zeichnet Michael Kleeberg das Porträt eines Menschen in einer Wendezeit, dessen Ziele den unseren heute so gleichen: Geld, Liebe, Ruhm.